

Schülershof und Trödel in Halle an der Saale – Entwurf für einen innerstädtischen Ort mit Baubestand in Betonplattenbauweise, Diplom SS 2013, Jannic Schubert

Als Thema für mein Diplom habe ich mich nach einer Bauaufgabe umgesehen, die sich konzeptionell mit der Wiederverwertung von ausgedientem Gebäudebestand in der Stadt auseinandersetzt. Als Gegenentwurf zu Abriss und Neubau soll die Energieleistung die bereits mit dem Bestand erbracht ist, genutzt werden. So werden in Zeiten der erhitzten Diskussion um Nachhaltigkeit einfache Konstruktionselemente wie Decken und Wände zu Spolien erklärt.

Frei nach dem Motto: Ich baue da wo es mir gefällt und wo ich das nötige Baumaterial direkt vor Ort habe, kristallisieren sich zwei Hauptkriterien für die Standortsuche heraus: 1. Es muss sinnvoll sein, an diesem Ort zu bauen. 2. Es soll gut verwertbares Baumaterial direkt vor Ort sein.

Schnell wurde klar, dass ein interessantes Baumaterial für die Wiederverwendung Beton in Form von Fertigteilen ist. Große Vorkommen gibt es über die ganze Welt verteilt, vor allem aus den Nachkriegsjahren, bekannt als Plattenbau. Entsprechende baubetrieblich angelegte Studien und realisierte Prototypen beweisen, dass es möglich ist, Plattenbauten zu demontieren und die Teile zu remontieren. Als ich dann las, dass die Transportwege für Vorhaben untersucht werden, leergezogene deutsche Plattenbauten in Einzelteile zerlegt nach Tschechien und Russland zu bringen, um sie da wieder aufzubauen, stand fest, dass es wirtschaftlicher sein muss, wenn der Kran für den Abbau, direkt am selben Ort auch den Aufbau erledigen kann.

Als Standort wurde Halle (Saale) ausgesucht. Der Plattenbau ist ein großes Thema für die Stadt. Die gesamte Neustadt im Westen ist ausschließlich in Plattenbauweise errichtet und streng nach den Kriterien der DDR-Moderne entwickelt. Auf der anderen Seite der Saale befindet sich die historische Altstadt mit großer Qualität und Dichte an Baubestand aus allen Epochen. Doch auch hier finden sich Bereiche, die zur Zeit der DDR mit Plattenbau aufgefüllt wurden. Direkt im Herzen der Stadt zwischen Marktplatz, Altem Markt und Moritzkirchhof spannt sich das älteste Plattenbauquartier der Altstadt auf. Der baufällige Zustand und die unzulängliche Einpassung in den Stadtgrundriss lassen die Stadt an dieser Stelle abreißen und produzieren eine innerstädtische Brache mit Vorstadtcharakter. Hier wurde Ende der 60er und weiter in den 80er Jahren der Typus P-Halle verbaut. Im Wesentlichen ein fünfgeschossiger 2-Spanner in Querwandbauweise mit 3-Zimmer-Wohnungen. Die Geschosshöhe beträgt 2,80m. Alle Innenwände tragen. Dem Bau liegt ein Konstruktionsraster von 15cm zu Grunde. Die Decken spannen entweder über 2,40m oder 3,60m. Daraus ergeben sich heute große Probleme für die Vermietung und die Sanierung. Die Wände können nicht einfach rausgenommen werden und Zimmer mit nur 2,25m lichter Breite sind wenig attraktiv.

Parallel zur Analyse des Bestands versuchte ich einen städtebaulichen Neuentwurf für den Ort zu machen, der dem Quartier wieder mehr städtische Dichte und Qualität bringt. Archivmaterial über Vorkriegszustände lieferten Anhaltspunkte. Erst mit der städtebaulichen Neuordnung im Hinterkopf, versuchte ich dann ein Prinzip zu entwickeln, wie sich der Bestand hierhin transformieren lässt: Was kann man als Gebäude erhalten? Wie lassen sich die Teile mit einem räumlichen Gewinn neu verbauen? Wie erfüllt man eine für Halle typische geschwungene Linie des öffentlichen Raums, wenn die Bauweise ein streng orthogonales Raster erfordert? Es kollidiert das Serielle mit dem Wunsch nach Individualität und Anpassungsfähigkeit. Dies muss aus der Natur der Sache heraus zu Zwangspunkten führen. Die Aufgabe soll sein, diese Zwangspunkte an die geeignete Stelle zu verschieben und sie zum Charak-

termerkmal werden zu lassen. Als erste Möglichkeit drängt sich auf, Ausgleichsstücke in konventioneller Bauweise zu verwenden. Die weitere Analyse zeigt aber, dass man hier entweder die städtebauliche Kante nur unzureichend trifft oder fast ausschließlich auf Sonderteile angewiesen ist. Einen Hinweis auf diese Problematik lässt sich bereits im Bestand aus den 80er ableiten. Hier wurde ein „Tortenstein“-Segment eingefügt um die starre Zeile zu brechen. Das Ergebnis sind eine merkwürdig anmutende Raumkante und eigenwillig geschnittene Innenräume. Die zweite Idee ist radikaler. Es gilt schließlich die Vorteile sowohl aus dem Seriellen als auch aus dem Individuellen zu ziehen. Die Gebäude bleiben im Innern streng orthogonal und innerhalb des Konstruktionsrasters. Allerdings wird die mögliche Verschiebung orthogonal zu den tragenden Querwänden ausgenutzt um die neue Raumflucht anzunähern. Die Reststücke bleiben somit in der Fassade. Der Ansatz hat ein großes Interesse bei mir geweckt, weil nun der Konflikt an der Stelle liegt, wo man im Bestand Differenzierung und Detail vermisst. Die öffentliche Fassade wird so zu einem Hauptgegenstand des Entwurfs. Mehraufwand fällt da an, wo es auch sichtbar werden kann. Bleibt noch die Frage nach der Ausrichtung des Rasters: Fest steht, dass ein großer Answinkel mit der städtebaulichen Kante eine tiefe Fassade produziert, während der parallele Zustand eine flache Fassade zur Folge hat. Eine tiefe Fassade führt von der tiefen Fensterleibung über einen Austritt zur Loggia. Es wäre also wünschenswert, dass die tiefen Fassaden hauptsächlich in süd-westlicher Ausrichtung auftreten und die planen Ausführungen Richtung Norden und Osten. Den größten Vorteil zieht man konstruktiv aus dem Ansatz, wenn das Raster einen möglichst großen Bereich umfasst. Hat jeder Block seine eigene Ausrichtung, oder haben alle Blöcke eine Ausrichtung, um den Fluss der Fassadentiefe entlang der Straßen zu gewährleisten? Nach viel Hin- und her entscheide ich mich für ein gemeinsames Raster, das dem des Bestands der 60er Jahre entspricht. So kann der Bestand gut eingebunden werden.

Es entstehen nun differenzierte Haustypen. Am Moritzkirchhof wird um einen Lichthof an den Bestand angebaut, um in die neudefinierte Raumflucht zu kommen. Am Schülershof werden die Plattenbauten um drei Geschosse rückgebaut und bekommen ein Vorderhaus mit einem großen Treppenhaus im Hof. Wenige nachträgliche Wandöffnungen und ein neues freies Dachgeschoss bringen neue Qualitäten. In den anderen Bereichen wird aus den Teilen der demontierten Bestandsbauten neugebaut. Hausbreiten werden differenziert, der Rhythmus von weiten und engen Raumachsen wird variiert, die Geschosshöhen werden über die Neuverbindung der Platten erhöht und differenziert, Unterzüge über den neugebauten Wänden ermöglichen große Öffnungen in den Querwandachsen, Dächer als leichte Konstruktion schlagen eine Brücke zum historischen Bestand, schließen das Haus nach oben ab und bieten im obersten Geschoss mehr Freiheiten der Grundrissgestaltung. Durch die grundrisslichen Verschiebungen entlang der Tragachsen differenzieren sich die Typen weiter aus. Obwohl sie alle einem Gedanken gehorchen, wird jedes Haus zwangsläufig auf Grund seiner Positionierung im Stadtgrundriss individuell werden.

Die Ausgestaltung und Materialisierung der Sichtflächen wird diesen Effekt weiter steigern. Eine weitere wichtige Fragestellung ist die nach der Bauweise der Außenwände. Innenseitig sind die Außenwände im Raster, modular aufgebaut und unproblematisch. Die äußere Fläche dreht sich jedoch aus der Orthogonalität und die Stärke der Wand variiert. Es muss demnach eine Schicht geben, die in der Lage ist dies auszugleichen. Ich entscheide mich für möglichst wenig Schichten. Mit einem kleinteiligen Modul, dem Backstein, wird die äußere Sichtschale aufgemauert und dient als verlorene Schalung für eine Ort betonwand aus konstruktivem Dämmbeton. Innenseitig kann modular und einfach eingeschalt werden. Ein anschließender Verputz lässt Anforderungen an die Sichtqualität entfallen. Der Beton trägt sich selbst, bindet die Ziegelschale an das Haus an und dämmt zugleich. Die aufwendige äußere Schalung bleibt später als Sichtfläche erhalten. Wie in der Grundrissorganisation der Räume nähern sich nun die einzelnen Steine an die städtebauliche Kante an und entwickeln ihre eigene Plastizität. In der anderen Richtung gibt es keine Konflikte mit dem Raster. Der erhöhte Aufwand wird somit durch einen ästhetischen Mehrwert gerechtfertigt. Aus dem Konflikt entsteht das individuelle Ornament der Fassade.